

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 8. Bromberg, den 12. Januar. 1934

Hein  Hoyer

Roman von Hans Friedrich Blunck.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als der Hauptmann sein Haus betrat, meldete man ihm, daß Herr Brand auf ihn warte. Der Kaufmann war ihm von England befreundet, hatte allerhand Ratssachen zu besprechen lief dabei erregt von Fenster zu Fenster und bat Hoyer endlich, zur Nacht ein neues Fäßlein mit Freunden anzustechen, um dabei die Dinge weiterzubereden. Als Brand gegangen war, kamen Bürger der Stadt Wedel mit Sorgen und Heimlichkeiten. Sie blieben wohl eine Stunde lang, baten den Hauptmann verzweifelt, ihrer Stadt zu helfen, und gingen schließlich feierlich mit Gruß und Handschlag von dannen.

Der Ratsschreiber Tunderstede wohnte nur einige Häuser weiter am Burstah. Auch er hörte, als er vom Ritt heimkehrte, mancherlei Beschwer; seine rotköpfige Schaffnerin hätte ihn rein aus Lust und Langerweile, gern wegen allerhand Schrullen an Schränken und Kästen ermahnt. Aber der Ritt mit den hohen Herren hatte Tunderstede Kraft und Zorn eingegeben, so sehr, daß die Alte bald mit hängenden Lippen und gedämpftem Schritt aus der Kammer schlich.

Denn auch der Ratsschreiber vom Neß war ein vornehmer Herr, erhielt frei Speise und frei Bier im Hogen Huus. Dafür setzte er Küren und Befehle auf. — Er hatte schon die neue Verordnung gegen das Bettelsingen in der Hand, las und kratzte darin und strich und klapperte mit den Wachstäfelchen — an das neuzeitliche Papier konnte er sich nicht gewöhnen. Und er wiederholte die Worte halblaut für sich: „Op dat Singen, Julen, Knippen und Springen in de Straten glik de Heisters und Bookfinken —" er atmete, sah unzufrieden auf und setzte darunter „eene dichtige Dracht Släge un een Quast an'n Kopp."

Ein Pfiff lockte von der Straße.

Der Schreiber Wessel wartete unter der Tür auf Tunderstede, mit ihm der baumlange Bekerholt. Jan Bekerholt war ein Schiffsherr von Nikolai, ein lärmender Herr, der als wütender Gegner des Rats, aber auch als guter Trinkkumpan galt und deshalb gern gesehen war. Die Männer schritten durstig aus, bald schurrte die ausgetretene Treppe des Ratskellers unter ihren Füßen, und die steinernen Gewölbe hallten.

Herr Heino Brand lärmte in seinem Winkel schon über die verspäteten Gäste. Der Kröger und ein weißköpfiger Knecht kamen mit Hammer und Schlägel, setzten feierlich an und trieben den Pfropfen in das Faß hinein. Die Herren begannen Proben zu ziehen, schwatzten umständlich, und weil der Wein mundete und Hein Hoyer noch nicht gekommen war, füllten sie sich schon eine Kanne zum Vorkosten. Herr Brand suchte nach einem Trinkspruch.

„Wolle Gott, daß das Faß in Frieden zu Ende geht!" brummte er bedächtig.

„Die Funken springen, das Holz liegt am Herd", drohte Bekerholt.

„Geben wir acht, daß es ein warmes Feuer gibt, ohne das Haus zu zünden."

„Einen heißen Brand, daß den Herren die Zunge auf den Lippen kohlt."

Die Männer schwiegen eine Weile. „Erzählt uns von Dithmarschen, Tunderstede", lockte Brand.

„Was soll ich sagen — es ist ein reiches Bauernvolk mit achtundvierzig Herren an der Spitze."

„Von Gottes Gnaden," höhnte Bekerholt.

„Von Volkes Wahl!"

„Erzählt uns von Italien, Wessel."

„Es sind Fürsten oder freie Städte, aber ich hab in allen beiden Unrecht und Grausamkeit gleichmäßig verteilt gesehen."

„Erzählt von Dänemark, Heino Brand!"

„König Erich herrscht hart, die Bürger haben keine Freiheit, aber das Land ist wohl regiert und gewaltig an Kriegsmacht gegen die Hanse."

„Sie sagen, im Volk gärte es wie bei uns!"

„Ich glaub' nicht!" warnte Heino Brand. „Hütet Euch wohl, Herren, der König hat rauhe Fäuste!"

Da schüttelte der Ratsschreiber das weiße Kindshaupt. „Wir haben den Seeraub gebrochen, wir haben den Atterdag gefangen, wir Hansen werden auch mit König Erich fertig werden!"

„Gut geprahlt, Tunderstede!" Hein Hoyer stand hinter ihm und warf den Mantel ab. Die Männer fuhren lachend auf und grüßten ihn; der Alte verbeugte sich und zog Hoyer wie ein Kind am Koller herab. „Setzt Euch, Hauptmann, ich schwatz leicht in Euer Amt!"

Bekerholt schnob sich den Staub aus dem Bart. Er suchte ein paar einleitende Worte, dann konnte er eine Neuigkeit nicht mehr bei sich behalten.

„Wissen die Herren schon, daß die holsteinischen Grafen gegen Dithmarschen rüsten?"

Der Schreiber Wessel sah überrascht auf und blickte lauernd auf Hoyer.

Bekerholt überstürzte sich: „Und nun frag ich, ist es wahr, daß ein Hoher Rat Befehl erlassen wird, kein Bürger dürfe den Dithmarschern zu Hilfe kommen?"

„Es ist um des Friedens willen, den wir mit beiden Teilen halten", beschwichtigte Heino Brand, aber er sah, wie sich auf Hoyers Stirn die Adern knoteten.

Da schlug Bekerholt krachend auf den Tisch, daß die Becher klirrten. „Ausgesponnen ist es, sag ich Euch, und ich schrei es Euch noch einmal zu: Ausgesponnen ist es! Die hohen Herren von Gottes Gnaden, Fürsten und Ratsherren, fürchten sich vorm Volk und helfen einander, wo sie's können."

Der Schreiber mengte sich drein. „Was kümmert Euch das Volk", mahnte er, „es dankt Euch mit keinem Herzschlag, der schneller für Euch schlüg."

„Oho", schrie Bekerholt erstaunt.

„Ein elend Werkzeug ist's, was gewinnt Ihr daran? Werdet Ritter, werdet Gewaltige über die Erde, aber laßt die Sorge um sie, die nicht anders wollen als fressen und grinsen. Ein elend Werkzeug ist das Volk."

Herr Brand blinzelte verlegen und wartete lächelnd. Bekerholt starrte mit aufgerissenen Augen auf den Sprecher, die Meinungen des Schreibers waren sonst anderer Art. „Was wollt Ihr Euch mir dem Volk bemüßigen", fuhr Wessel fort. „Seht Ihr denn nicht, daß die besten Köpfe der Stadt sich um Schatten schlagen? Was sind Bauern ohne ihre Vögte, was Menschen ohne Gebieter? Trüb sind die Rechte, die Ihr ihnen geben wollt. Was sind Eure Gedanken von der Freiheit —"

„Du lügst!" schrie Hein Hoyer plötzlich und schlug dicht vor dem Schreiber auf den Tisch, als hätte er ihn treffen wollen. Aber der erschrak nicht, es war, als hätte er darauf gewartet. Langsam hob er den Becher, seine Augen lachten, als sie den Hauptmann streiften.

„Es waren Bürger aus Wedel bei mir", sagte er, wie achtlos. „Sie fragten, wer ihnen helfen könne, ich hab sie zu Euch geschickt." —

Die blaue Nacht lag lautlos über den Straßen, als die Herren heimkehrten. Tunderstede begleitete den Hauptmann; ein Diener ging mit der Laterne zehn Schritte vor ihnen her.

Hoyer schritt ihm halbtrunken nach. Seine Gedanken liefen heut auseinander, er litt unter einer Ermüdung, die irgendwie über seinen Tag gekommen war.

„As ik weer jung und schoon — dreeg ik eene blaue Kroon", spottete etwas in seinem Innern. Er dachte an den Vorsänger, dem die Reiter nachmittags begegnet waren; woher kannte er ihn doch?

„Was habt Ihr im Sinn?" fragte Tunderstede drängend.

Hein Hoyer versuchte zu antworten. „Wenn Freiheit Schönheit ist, könnte man die Freiheit hassen!" Er sah wieder den Vorsänger in seiner Jugendfrische, und eine dumpfe herrische Gier nach einem Jenseits seines Ichs, nach Freiheit von seiner Gestalt hielt ihn gepackt.

Tunderstede sprach mild dagegen an: „Unser Leben ist der Aufbruch zum Unbekannten, Hoyer! Mehr als Schönheit und Freiheit ist das Drängen in unser Inneres hinein."

Hoyer hörte ihm zu und verlor die Worte, die er entgegnen wollte. Er suchte etwas, das er nicht erklären konnte und das doch allen Dingen Leben gab.

„Was sinnt Ihr, Hoyer?"

„Sprich!" sagte der, „wozu ist Gott, wenn er die Erde nicht heilt?

„Gott ist in dir, du sollst die Erde heilen!"

„So ist Gott das Feuer?"

„Gott ist die Freude. Hast du nie Freude über die Erde gebracht?"

Hoyers Haupt sank auf die Brust.

„Du sagtest, daß Gott im Menschen sei. Mich dünkt, der Mensch ist ein rollendes Rad, das die Zeit bewußtlos durchquert."

Der Alte begann zu eifern:

„Es gibt Menschen ohne Gott, wie Fleisch ohne Seele. Aber das ist ja das Leben: Gott in uns schauen zu lernen, selbsteigen eins zu werden mit den Bäumen, die wir umarmen möchten, mit den Blumen in Andacht. Mensch sein heißt Freude sammeln."

Es ist seine Sehnsucht nach Gottnahesein, dachte Hoyer, die aller Menschen Alter füllt, wie der Mond die Nacht.

Als der Hauptmann ur Wache kam, führte ihm ein Knecht drei Schüler vor, die hatte man ergriffen, als sie bei Heine Lynow, dem Amtsmeister der Kerzengießer, zur Hochzeit einen schwarzen Hahn in die Tür gejagt hatten, so daß das junge abergläubische Weib sich weigerte, das Haus zu betreten.

Sie bekannten es wohl, aber sie schwiegen trotzig, als Hoyer sie fragte, wer es ihnen geraten. Der Kerzengießer in der Sattlerstraße war ein treuer Anhänger des Rats, das Volk spielte ihm manchen Schabernack.

„Ihr seid mit dem Schreiber Wessel in die Stadt zurückgekehrt," fragte Hoyer überraschend.

Einer der Knaben nickte verzagt.

„Lade Wessel morgen vor und laß diese zum Schulbeginn frei", befahl Hoyer dem Wachtknecht. Als er in seinem Zimmer allein war, empfand er plötzlich, daß er jemand unter den Schülern gesucht hatte. Der Wunsch, den Vorsänger in seiner Macht zu sehen, plagte ihn.

Der Hauptmann warf wütend den Kopf vor, aber das Bild blieb.

„Er hat mich besprochen", dachte er. Eine böse heiße Stille breitete sich um ihn. Er trat ans Fenster und lehnte sich an die Brüstung, unter der das Fleet milchigweiß entlangströmte.

„Wer bist du?" rief Hoyer die Welt an.

Ein Wind kam und legte sich klagend ihm zu Füßen.

3.

Als der Hamburger Heinrich Hoyer der Stadt Bologna den Rücken gewandt hatte, wars, um die Stätte zu lassen, wo ihn eine große Liebe hart gepackt und verstoßen hatte. Das dänische Hoffräulein lächelte, ihr Marschall, die Studenten, Bologneser auf den Gassen, alle flüsterten heimlich von dem Krummen, der seine Augen zu königlichem Blut erhoben hatte. Aber fast ebensosehr wie die Wunde im Herzen, hatte ein Mangel an Glauben in seine Wissenschaft Hein Hoyer vom Studium fortgetrieben. Er traute der Durchführung geschriebener Rechte nicht mehr; die wilde Zeit, da in Italien alle gegen alle kämpften, zwang seinen harten Rechtssinn, sich selbst für seine Erkenntnisse einzusetzen; er focht die Sache mit der Waffe zu Ende, wo er ein Urteil gefunden hatte.

Der Holsteiner Isern Hinnerk, der große Unduldsame, schlug damals seine Schlachten um Rom. Hoyer wurde einer seiner Reiter, er stellte ein Fähnlein auf, mit dem er das Land kreuz und quer durchzog. Mit der Zeit wurde der Ruf seiner Waffen, seiner reinen, unbeugsamen Starrheit und das Bild der übergroßen gebückten Gestalt abenteuerlich umkleidet und ins Unheimliche gereckt, fast wie das des Feldherrn, unter dem er diente.

Dann war Hein Hoyer aufgebrochen, war von den Hansen in Nowgorod zu Hilfe gerufen, hatte im Norden Dienst getan, als sich die Schweden gegen die schwarze Margret erhoben, und war nach schlimmem Frieden wieder durch die Welt gefahren, voll Suchens nach Freiheit und Aufruhr in einer Zeit, die sich unter tausend Gewalten beugte. Denn sein Glaube duldete keiner Herren Willkür und keine Macht, welche Menschen unfrei in ihre Ziele zwang.

Jetzt war der Krumme in seine Heimat zurückgekehrt und trug alle Leidenschaften seines Lebens unterm Herzen: die erstickte Jugenddämmerung, eine versunkene Träumerei nach dem Wesen allen Rechts, Kampf um Freiheit und ihre Grenzen und Zweifel am gerechten Gott, dem das Schwert nicht gehorchte. Die Seinen hatten ihn fast vergessen oder waren über seine Heimkehr verstorben. Nur sein Oheim, der würdige Herr Johann Hoyer, hatte sich seiner erinnert, als er, von England heimkommend, als Oberhauptmann in die Dienste der Stadt Hamburg trat. Aber Hein Hoyer war ein störrischer Kopf, der bald das lübsche Volk, bald die englischen Ketzer lobte und beim Becher mit den Ratsherren zusammengeriet. Da mieden sie ihn bald mehr, als sie ihn suchten; er blieb ein Verschlossener, der keine Freundschaft und wenig Vertrauen bot — unheimlich besonders den Frauen in seiner dumpfen Härte und seiner ungestalten Erscheinung.

Tage, Wochen und Monde reihten sich zum Kranz. Der Winter kam und ließ das Land wieder. Frühling stand vor der Tür. Der Oberhauptmann blieb gleich einsam, wie da er gekommen war.

Der neue Dienst hatte Hein Hoyer noch nicht viel Freude gebracht. Die Stadt Hamburg hatte damals eine Zeit schwerer Kämpfe hinter sich; sie hatte mit Blut und Brand die See von Freibeutern reingefegt, hatte England eingeschüchtert und harte Kämpfe gegen die Küstenvölker geführt, die Störtebeker, Micheel und Wicholt Unterschlupf gegeben hatten. Hamburg, das damals zwanzigtausend Seelen zählte, war erschöpft; was den Sieg erlebt hatte, suchte Ruhe und Nutzen.

Um die Zeit brachen in vielen Städten des Nordens schwere ständische Unruhen au.. Besonders Lübeck, der Vorort der Hanse, litt unter inneren Kämpfen; schon drohten die Städte, ihm den Rang als Haupt des Bundes zu entziehen und ihn Hamburg zu übertragen. Da begann es auch an der Niederelbe zu gären. Der Rat, van Godes Gnaden vullmachtig, der die Stadt durch seine kluge und weitsichtige Politik hochgerungen hatte, versuchte die Bewegung zu dämpfen. Einige Steuern, die besonderen Unwillen erregt hatten, wurden erlassen, einzelne Männer, die im Volk beliebt waren, wurden in öffentliche Stellungen berufen. Aber die Unruhe blieb. (Fortsetzung folgt.)

Die Notbremse.

Von Peter Lee.

„Das mag," lächelte die Greisin zu unseren Bitten, aus ihrem bunten reichbewegten Leben zu erzählen, „mag wohl nun fünfzig Jahre her sein, da stieg ich im Pariser Südbahnhof in ein Abteil 1. Klasse. Es war leer, und ich wollte nach Nizza. Allein irgend eine Ahnung, eine dunkle Besorgnis, so töricht unbegründet sie auch sein mochte, ließ mich nicht recht zum Genuß der Vorfreude auf die Blaue Küste kommen, und wie ich noch erwog, das Abteil zu tauschen, öffnete sich die Türe, ein Herr mit einem sonderbar geformten Koffer unterm Arm trat ein. Er nahm von mir nicht die geringste Notiz, was mich verletzte, mehr aber noch — ich kann es nicht leugnen — beunruhigte. Denn, nicht wahr? — ein Kavalier verhält sich anders einer Dame gegenüber. Vielleicht, entschuldigte ich seine Unhöflichkeit, ist er ein Sonderling. Ich nestelte ein Kissen aus meinem Handgepäck, der Zug setzte sich gerade in Bewegung, da fuhr mir ein eisiger Schrecken in die Glieder: der Abteilgenosse begann nämlich einen Bohrer aus der Tasche zu ziehen und sowohl in die Kupeetüre als auch in die angrenzende Querwand Löcher zu machen. Mein Gott: ein Irrer! Ich wollte ihn anrufen, hielt aber ängstlich damit zurück. Solche Leute waren gefährlich. Der kleinste Einwand konnte sie in hemmungslose Wut versetzen. Ich wußte nicht, wie ich mir helfen sollte. Der Süd-Expreß hielt erst wieder in fünfviertel Stunden. In der Zeit ließ sich das raffinierteste Verbrechen begehen. Nun verhängte der Mensch obendrein das Gangfenster . . . Bewegungslos in meine Ecke gebannt, beobachtete ich, wie er jetzt den Bohrer beiseite legte, auf die Öffnungen ein Winkeleisen paßte und es mit zwei Schrauben zwischen Türschloß und Querwand befestigte. Außer mir vor Furcht rang ich die Hände, vermochte aber nichts über meine armen Lippen zu bringen, als ein gestammeltes „Mein Herr!" Und dann . . . ja, dann fühlte ich mich einer barmherzigen Ohnmacht nahe."

„Furchtbar", hauchte die sonst so resolute Grete Merlin, die sich beim letzten Tennisturnier den ersten Preis geholt hatte. Die alte Dame sah sie belustigt an.

„Wie weiter?" fieberten wir.

„Nun, der Mann schien mich erst jetzt zu bemerken. Er fixierte mich mit einem finster grübelnden Ausdruck, in dem ich wohl etwas wie Mitleid, weit mehr aber, leider, starre Unbeirrbarkeit zu lesen glaubte. Mir war dieses Verhalten so ungeheuerlich, daß ich aufsprang, auf meinen Peiniger losstürzte und — sogleich wieder zurückwich, denn ich sah, daß er abermals zum Bohrer griff, um nun auch die zweite Türhälfte in Angriff zu nehmen. Mit einem letzten Willensrest flehte ich, „Mein Herr! Das ist Freiheitsberaubung!!" Ich faßte blindlings seinen Arm: er schüttelte mich ab."

Wir saßen, wagten kein Wort.

„Da," fuhr die Greisin gelassen fort, „gab ich mich verloren. Ich zwang mich zu äußerster Entschlossenheit. Ich, das zarte, schaudernd aufgewühlte Persönchen! Jedenfalls streifte ich, eine echte Eva, die Handschuhe ab und drohte meinem Kerkermeister unweigerlich die Augen auszukratzen, wenn er nicht unverzüglich dem verrückten Zustand ein Ende mache: das Ungeheuer zuckte die Achseln. Ich griff in rasender Empörung nach dem Obstmesser in der Papierserviette: er entwand es mir nachsichtig und legte es behutsam auf seinen Platz zurück. Sollte, grübelte ich verwirrt und von der Zartheit seiner Hand seltsam berührt, sollte er vielleicht ein Gelöbnis des Schweigens abgelegt haben? Man kommt ja in solchen Situationen auf die unsinnigsten Ideen. Doch vermochte ich nicht, diese Möglichkeit weiter nachzuprüfen, denn Nacht umfing mich plötzlich: wir waren in einen Tunnel eingefahren. Betäubt ließ ich mich auf einen Sitz sinken. Die mit Rauch und Dampf vermischte kellerartige Luft wirkte wie ein Narkotikum auf mich ein, die Bilder meiner aufgestörten Phantasie bedrängten mich so, daß ich nur noch ganz undeutlich fühlte, wie mich der Unhold an beiden Händen faßte. Das war das Ende . . .

Dachte ich. Aber statt dessen fielen die Schatten des Zwielichtes allmählich ins Abteil: Die Gegenstände nahmen wieder festere Form an: der Tag drang weiß und schmerzhaft auf mich ein. So war ich also nicht gestorben? Meine Lippen flatterten wohl, denn der Unbekannte hielt mir ein Riechsalz unter die Nase; ich schlug argwöhnisch und angewidert den Flakon beiseite — — eben da merkte ich auch, daß der Mann meine Hände freigegeben hatte. Sollte ich lachen? Sollte ich weinen? Ich war auf einen Nervenzusammenbruch gefaßt . . . und trotzdem wonnig froh: ich lebte. Ich lebte!

Der Mensch schickte sich an, eine Erklärung abzugeben. Ich versuchte, ihn mit allen feindseligen Empfindungen, deren ich mächtig war, zum Schweigen zu bringen. Allein, er achtete meines stummen Hasses nicht. Mausgrau wie sein dreieckig und spitzzipfelig verlaufender Bart war seine Stimme. Und ungefähr dies sagte er:

„Verzeihen Sie mir, Madame. Aber schon Ihr Verständnis für das Eigentümliche meiner Lage würde mich glücklich machen."

Das Eigentümliche seiner Lage? Ich schoß einen Blitz der Verachtung auf ihn ab.

„Üben Sie Nachsicht, Madame", bat er, „und nehmen Sie zur Kenntnis, daß ich Beamter der Bank von Frankreich bin, daß ich in dieser Eigenschaft heute vormittag unerwartet den Auftrag erhielt, die in jener Kassette verwahrte Summe von drei Millionen Frank unverzüglich nach Auxerre zu bringen."

„Ja, was schiert denn das mich? Hindere ich Sie an Ihrer Pflicht?"

„O Madame", meinte er in dringlichem Ernst, „ich habe die Pflicht zu einer Erklärung."

„So erklären Sie," stellte ich eisig anheim.

„Zu besonderen Sicherheitsmaßnahmen blieb mir eben nicht Zeit; geeignete Vorkehrungen zu meinem Schutz mußte ich, so gut es ging, selbst treffen."

Die Ironie auf meinen Lippen verwirrte ihn. Er sah mich hilflos an.

„Ich griff also, verstehen Sie — griff, bevor ich mich auf den Weg zum Bahnhof machte, daheim in den Handwerkskasten."

Ich nickte ihm erbarmungslos zu.

„Was sollte ich machen? Um mich der Gefahr auszusetzen, beim Passieren des Tunnels hier bei La Roche ausgeplündert oder womöglich ermordet zu werden, bin ich in ein Abteil gestiegen, in dem ich eine alleinreisende Dame fand. O bitte, ich würdige noch, bevor sie geäußert ist, Ihre Indignation, meine Gnädigste. Aber auch hinter Anmut verbirgt sich zuweilen Tücke." Der Tölpel! Nun, wenigstens begann er die Schrauben zu lösen . . .

„Aber mir", zürnte ich, „trauten Sie ohne weiteres das Verbrechen zu, die Bank von Frankreich zu berauben? Mein Herr, ich finde das unverzeihlich geschmacklos."

„Que voulez-vous", verwahrte er sich mit Ruhe. „Ich bin Beamter, Madame, und habe als solcher die Pflicht, auch Frauen gegenüber — und namentlich einer so bezaubernden, wie Sie es sind — Vorsicht zu üben."

Er nahm sorgfältig den einen Winkelhaken ab und machte sich zufrieden an den zweiten. Ich fragte boshaft bedauernd:

„Wenn es sich so verhält, mein Herr, so haben Sie gar mehr Ängste ausgestanden als ich?"

„Das," gab er würdig zu, „ist möglich. Aber lassen wir die Frage auf sich beruhen. Wichtiger ist für mich, ob ich hoffen darf, Sie versöhnt zu haben?"

„Das haben Sie, mein armer reicher Herr," tröstete ich: „aber Helden gibt es, scheint mir, in Ihrem Beruf nicht viele." Da machte er ein blitzdummes Gesicht, raffte seine Siebensachen zusammen und verneigte sich linkisch, denn der Zug lief gerade in Auxerre ein. Auf dem Bahnsteig empfing ein Polizist den Braven.

Ich aber blieb mit meinem grenzenlosen Gelächter allein . . ."

„Aber," begehrte jemand von uns aufgeregt zu wissen, warum zogen Sie denn nicht die Notbremse?"

„Die, mein gutes Kind," erklärte aufgeräumt die alte Dame, „gab es glücklicherweise noch nicht. Sie hätte mich um eines meiner nettesten Abenteuer gebracht."

Spuk in Schweden.

Von Viktor Plaß.

Västeras? Der Band „Traunsee bis Zz" des Lexikons sagt folgendes aus: Västeras (spr. wäßteroß, veraltet Westeras), Hauptstadt des schwedischen Läns Västmanland, (1929) 29 578 Ew., am Mälarsee, an der Bahn Stockholm—

Köping, Bischofssitz, hat Domkirche (13. Jh.), Schloß, höhere Schule mit Bibliothek (25 000 Bde.), elektrotechnische, Metall- und Eisenindustrie. — In V. fanden elfmal Reichstage statt (der von 1527 führte die lutherische Lehre, der von 1544 die Erbmonarchie ein). Am 29. April 1521 siegten hier die Bauern aus Dalarne unter Gustav Wasa entscheidend über die Dänen.

Das ist also Västeras: normale, ruhige kleine Stadt mit glanzvoller historischer Vergangenheit, alles klar und unkompliziert. Aber weder die Domkirche aus dem 13. Jahrhundert noch die 25 000 Bände des Gymnasiums haben es zu verhindern vermocht, daß sich neuerdings in der Umgebung des Städtchens ein Spuk breit macht, der denen, die ihn gesehen haben wollen, die Haare zu Berge stehen läßt. Schuld daran ist — o Zeitalter der Technik! — die bereits zitierte „Bahn Stockholm — Köping".

An einer bestimmten Stelle dieser Eisenbahnlinie trug sich vor einigen Jahren etwas sehr wenig Geisterhaftes zu. Der Bahndamm senkte sich, und eine Arbeiterkolonne hatte wochenlang zu tun, um den Schaden zu beheben. Später durften die Züge die gefährdete Stelle nur mit halber Geschwindigkeit passieren, aber diese Maßnahme wurde wieder aufgehoben, da der Bahndamm keine bedrohlichen Veränderungen mehr zeigte.

Soweit war alles in Ordnung, aber nun streckte das Grauen seine Hand aus. Eine Gruppe von fünf jungen Leuten ging unlängst am späten Abend die Landstraße entlang, die gerade an jener Stelle neben dem Bahnkörper einherläuft. Plötzlich blitzten hinter den Wanderern grelle Lichter auf, ein Zug brauste lautlos heran und raste vorüber. Alle fünf hatten ihn gesehen. „Das war doch nicht der Stockholm-Expreß, mein Lieber", meinte einer. „Der kommt ja erst in einer Stunde!"

„Stell deine Uhr richtig!" sagte ein anderer. „Es wird schon der Expreß gewesen sein."

„Aber ich habe gar kein Geräusch gehört", beharrte der erste.

„Ich auch nicht", mußte der andere zugeben, „doch das wird der pfeifende Ostwind verschluckt haben."

Die jungen Leute konnten sich nicht einigen und beschlossen schließlich, auf der nächsten Station sich einwandfreien Bescheid zu holen. Aber dort lachte der Stationsvorsteher sie aus. „Der Stockholm-Expreß, meine Herren? Durch ist der noch nicht, aber jede Minute muß er kommen!" Und kurz darauf brauste der Schnellzug an der kleinen Station vorüber.

„Die fünf stießen sich an. „Du, das war doch haarscharf derselbe Zug, der vor einer Stunde an uns vorübergefahren ist?" Aber der Beamte ging darauf nicht ein. Er murmelte etwas von „Nicht so viel saufen!"; damit war der Fall für ihn erledigt. Nicht aber für die jungen Leute, die hoch und heilig schworen, keinen Tropfen Alkohol genossen zu haben und vollkommen im Besitz ihrer gesunden fünf Sinne zu sein glaubten.

Sie erzählten den Fall weiter, und nun dauerte es gar nicht mehr lange, da gab es eine ganze Reihe von Zeugen, die alle genau an derselben Stelle den lautlosen Geisterexpreß gesehen haben wollten.

Die Bahnverwaltung lehnte es ab, den Fall untersuchen zu lassen. Der Geisterzug stand nicht im amtlichen Fahrplan und konnte infolgedessen nicht interessieren. Nun fand sich eine Menge Leute, die es alle ganz genau wissen wollten, daß sich ein fürchterliches Unglück ereignen würde. Auf dieses Unglück warten sie freilich auch heute noch; nichts, rein garnichts hat sich ereignet. Aber die Leute glauben nach wie vor an die Tatsächlichkeit ihrer Visionen und lassen sich davon auch nicht abbringen.

Der Begriff der „Gespensterbahnen" ist allerdings in Schweden nichts Neues. Ein oder zwei Jahre liegt das zurück, da sollte ein ähnlicher Spuk im äußersten Lappland sein Unwesen treiben. Durch die weit abgelegenen Wälder und Tundren — so wurde erzählt — brauste ein geheimnisvoller Zug in der Nacht dahin, ohne sich an der Tatsache zu stoßen, daß dort überhaupt keine Eisenbahnlinie vorhanden war.

Die Lappen wollten diese Gespensterbahn genau beobachtet haben und behaupteten, nicht nur sie, sondern auch ihre Renntiere hätten es gesehen und wären samt und sonders ganz entsetzlich erschrocken gewesen. Auch damals sollte der Geisterexpreß Unglück ankünden, das jedoch niemals eintraf. Und nach dieser beruhigenden Erfahrung kann man wohl annehmen, daß auch der Gespensterzug von Västeras sich mit seiner bloßen Erscheinung begnügt und auf das Herbeischleifen irgendwelchen Unheils gnädig verzichtet. Das Rätsel seiner Erscheinung ist freilich damit noch nicht gelöst.



Rückgratsverkrümmung in der Polarnacht.

Wie sehr wir der Sonne bedürfen, merken wir niemals deutlicher als in der lichtarmen Zeit des Winters. Einen besonders sinnfälligen Beweis für die Notwendigkeit, unseren Leib den Strahlen des Tagesgestirns auszusetzen, lieferten letzthin die Untersuchungen, die an den Kindern auf der Insel Kolgujew vorgenommen wurden. Der Ort liegt auf dem 68. nördlichen Breitengrade. Die Polarnacht dauert hier vier Monate. Und selbst in den beiden Sommermonaten Juli und August ist der Nebel so stark, daß den Bewohnern nur zwei bis drei helle Tage beschieden sind. Die Beobachtungen an den Kindern ergaben, daß sie sämtlich an Rachitis mit schwerer Verunstaltung der Knochen krankten. Das Leiden war im ersten Lebensjahr weniger schwer als im Alter von drei bis sieben Jahren. Von Einfluß sind bei dieser Erscheinung, über die Schastin, Smolensk und Petrajeff berichten, auch die Ernährung, der es an Fett und Vitaminen fehlt, und das lange Liegen in der engen Wiege, was zu einer ungünstig wirkenden Einschränkung der Bewegungsfreiheit führt.



Beim Heiratsvermittler.

„Glauben Sie mir, mein Herr, so ein schönes, sanftes, gescheites Mädchen bekommen Sie nie mehr. Sie ist so aufopfernd und hingebend, spricht vier Sprachen, malt, ist musikalisch und dabei häuslich, kocht vorzüglich..."

„Wozu machen Sie so viele Worte! Sagen Sie doch einfach — sie hat nichts!"

Bismarcks Selbsterkenntnisse.

Als ich noch jünger war, habe ich mich für einen ganz klugen Burschen gehalten. Heute muß ich darüber lachen, wenn ich mich als weise, voraussehend usw. preisen höre. Während andere erwägen, muß ein Staatsmann z. B. prompt entscheiden, es gibt Regen oder es gibt Sonnenschein, und demgemäß mit allen zu Gebote stehenden Mitteln handeln.

Habe er recht geraten, ruft alle Welt: Welche Weisheit, welche Prophetengabe! Hatte er unrecht, so möchten alle alten Weiber mit Besenstielen nach einem schlagen!

*

Ich kann nicht zugeben, daß die Ordensverleihungen immer Schritt mit den Verdiensten halten, da ich am Sonntag keinen bekommen habe.

*

Selbst wenn ich eine Prise Tabak nehmen will, muß ich erst sieben preußische Minister fragen.

*

„Sehen Sie, ich war einmal drüben (Zimmer des Kaisers) und habe mich schwarz geärgert; ich schließe heftig die Tür, der Schlüssel bleibt mir in der Hand. Ich trete beim Adjutanten ein, werfe den Schlüssel ins Waschbecken, daß es in tausend Stücke geht.

Mein Gott, sagt dieser, sind Sie krank?

Gewesen! jetzt ist mir wieder wohl."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.